

**Im Folgenden lesen Sie die Einführung von Thomas Eder zur Erstpräsentation des Gedichtbands „Zwirbeln, was es hält“ von Christian Steinbacher in der Künstlervereinigung MAERZ in Linz am 25. September 2006:**

Christian Steinbacher ist ein Meister der Stimmen und Gespräche, kein Stimmenimitator, sondern ein Dialogbegründer im Gedicht.

Nach einer frühen Phase seiner Dichtung, die im Nachhang zum Konkreten die Eigengesetzlichkeit des Sprachmaterials ergründet hat (und sich auf die kleinsten Einheiten des Lautkörpers nach zuvor umrissenen Verfahrensweisen und Bauplänen – etwa des anagrammatischen Verfahrens – bezogen hat), ist es der jüngeren und jüngsten Dichtung Steinbachers darum zu tun – und ich nehme meine Conclusio damit vorweg – *präsentative Redeformen in repräsentative Schriftformen überzuführen*. Was könnte damit gemeint sein? Nun, das gilt es ein wenig zu entfalten.

„Repräsentativ“ soll keinesfalls staatstragende oder auch nur pathetische Repräsentationsformen meinen – etwa wie man sagen könnte, der Mercedes oder der Nerzmantel ist ihm/ihr zu wenig repräsentativ. Vielmehr meine ich damit, daß die einzelnen (und vor allem der Alltagssprache ähnlichen) Sprachwendungen in Steinbachers Gedichten repräsentativ sind im Sinne von „typisch und als einzelne charakteristisch für eine große Menge von vergleichbaren Sprachhandlungen“.

Gewissermaßen hindurchgegangen durch die große Rede-Poesie eines Paul Wühr kann Steinbacher aber weitgehend auf den Einsatz von O-Ton-Rede verzichten, respektive an kleinen Einsprengseln solcher gefundener (erhörter oder erlesener) Sätze aus dem Alltag seine inneren Assoziationsketten sich andocken und abstoßen lassen.

Damit ist aber auch eine zusätzliche Erweiterung und (eigentlich immer schon angelegte) Entwicklung für das Steinbacher'sche Sprachwerk angedeutet. Stand in der frühen Zeit das Verhältnis der Sprachzeichen zueinander, mit einem damaligen Modewort: die Selbstbezüglichkeit (gar: Autoreferentialität) der Dichtung, im Mittelpunkt, so kehren im „Zwirbeln, was es hält“ Gegenstandsbezug und Referenz in die nach-konkrete Dichtung zurück – vor allem: das Bezugnehmen auf autobiographisch Erlebtes und dessen sprachliche Überformung in der gebundenen Rede.

Das mag bei den Motivketten beginnen, die als buchstrukturierender roter Faden wirken, um den sich die ausflatternden Phantastereien anlagern: Fluggetier in allerlei Gattungen und Arten: der einleitende Kohlweißling (ein Schädling!) teilt sich das Eingangsgedicht mit einem Kleiber, im Widmungsgedicht an Kurtág ist ein Sperling in wortneuschöpfende Rede eingebaut („Entsprungen kapp den Senkel / streckt Sperlings Trittbrett verquer sich“, S. 69) und die Hommage an die Tandori'schen Spatzen am Ende des Bandes deutet noch einmal

an, wie sehr Vögel in Steinbachers poetischem Kosmos „herumgeistern“: „pfeifen es also auch hier nun die Spatzen, die schätzen,“ S. 112)

Doch nicht nur das poetische Inventar dieser jüngsten Steinbacher-Gedichte läßt lebensweltliche Verankerung und Referenzpunkte erkennen, auch die Situation des Gedichtschreibers selbst wird in die Redeverläufe der Gedichte als zumeist dialogische Situation einbezogen. Die wohl geläufigste Gedicht-Rede-Situation, die Relation von lyrischem Ich und poetischer Apostrophe, also die Anrufung eines (zumeist) abwesenden Du durch ein (zumeist sehnsüchtig dieses Du vermissendes) Ich macht freilich nur einen kleinen Teil der Steinbacher'schen Redepartner-Konstellationen aus: weitaus häufiger nimmt die lyrische Stimme im Gedicht imaginäre Leserinnen in einem umschließenden Wir zu sich, und nimmt es sich auch heraus, dieses inklusive Wir hortativ, also auffordernd, nämlich mit imperativisch ausgerichteten Nennverbformen anzusprechen:

auf dass der ganze Kram, nicht kraftlos,  
und wir da, namentlich manierlich,  
doch Halt behalten wollen, (S. 31)

etc. etc.

Es scheint, als ob es kein gerades, ausschließlich denotativ gebrauchtes Wort in Steinbachers Gedichten gäbe, die Bestandteile jedes Verses sind in ein Gefüge von dialogischen Beziehungen eingebunden – allerdings nicht nur auf der zuvor angedeuteten Ebene der internen Strukturierung der Gedichte als Dialog zwischen manifesten Redepartnern (wofür auch die häufigen Interjektionen und Partikel „he“, „da“ etc. sprechen), sondern auch als eine dialogische Bezugnahme zu anderen Dichtern und Zeiten. Hier spielt freilich Michail M. Bachtins Konzept von Dialogizität herein, also die Ambiguität der im literarischen Kunstwerk verwendeten Worte. Dialogizität bei Bachtin meint, daß jedes Wort und jeder Ausdruck nicht nur monologisch für sich selbst steht, sondern kraft einer immanenten Dialogizität auch auf frühere (davon unterschiedene) und überhaupt abweichende Verwendungen eben dieses Wortes, sowie auf andere Texte verweise. Eine solche Anwendung des Bachtin'schen Dialogizitäts-Begriffs wird auch gestützt durch dessen adaptive Zurichtung bei Julia Kristeva. Bekanntlich entwickelt Kristeva im Rückgriff darauf ihr Konzept der Intertextualität, das sich wiederum eminent in Steinbachers Bezugnahme auf eigene frühere Texte ausgebildet findet.

Aber auch der Bezug auf die Werke anderer Dichterinnen (gleichsam als umgedeuteter und umgeformter Nachhall) bricht sich in den Steinbacher-Gedichten Bahn, sei es durch die Widmungen (S.J. Schmidt, der genannte Tandori, etc.) oder durch imitative und zugleich

umgewichtete sprachliche Oberflächenscheinstellungen (so ein Wort von Ingo Springenschmid), wenn Steinbacher etwa in dem mit einem Konrad-Bayer-Zitat bemotteten Gedicht „Schnorch und Firle“ Anklänge an Wilhelm Busch, Christian Morgenstern und Joachim Ringelnatz zu etwas eigenständig Neuem verwebt:

Horch, Feins Läppchen will's schon spüren,  
wie vorm ersten Guss erführe  
all dies, es noch austarierend,  
von dem Dichtungsring mein irrend' Schnorch:

«Unter Whirl-Schnürchen, krepp-papieren,  
klatschten Heicheln mit Tapiren  
um die zweite Wett' hier auf zu  
Perlchen, die dies Kerlchens Schau hub munter.»

Schnauf, solch kecken Einwurfs Münzen zögen  
an des dritten Schmaus-Laufs namens  
Flutsch, so seines Plunders Samen  
auch all dies zusammenschöbe, drauf:

«Noch, und noch vor allen Vieren, wische,  
unterwegs gestockt, die Fischchen  
vor der Scham, schwemm unter Klippen  
vormals aufgebrauster Lippen Hoch!»

(S. 27)

Etc., Sie werden es hören, meine Damen und Herren, nicht nur Spracherotik bricht sich hier den Weg in die sprachliche Gestaltung, nicht nur die Phoneme treiben hier Unzucht oder haben wie bei H.C. Artmann „eine bestimmte magnetische Masse, die gegenseitig nach Regeln anziehend wirkt“, oder sie seien „gleichsam ‚sexuell‘, sie zeugen miteinander, sie treiben Unzucht miteinander, sie üben Magie, die über mich [d.h. den Dichter Artmann] hinweggeht.“

Nein, Steinbachers Gedichte geben Auskunft von der Möglichkeit der umfassenden poetischen Existenz auch neben einer inner-sprachlichen, die von der Überhöhung des Dichterischen bis hin zum Patzen und Klecksen reicht, zwischen poèsie pure und den alltäglichsten In-die-Schrift-Rettungen eines verkaterten poète maudit vermittelt, dieser flanierend über den Flohmarkt des Linzer Pfarrplatzes zum Metzger, sich statt des

obligatorischen stw-Bändchens schlitzohrig 5 Gramm Faschiertes vom Lieblings-Metzger in die Tasche stopfend als ein Pseudo-Schlurf, der die anwachsende Schlange von Prostatauntersuchungswütigen am Linzer Hauptplatz ebenso poesiefähig macht wie die reinste poetische Umdeutung eines Osterkarte-Werbe-Slogans: „«Hasennasen schnuppern / Osterduft» ist drauf zu lesen, unterm Spruchband / hocken scheu drei kleine Häschen, doch darüber / folgt als erster Vers zuvor der Satz «Es liegt was / in der Luft»“ (S. 114).

Eine solche immense Spannweite der Dichtung im ästhetisch hochgerüsteten Poesie-Bereich (ich verwende die militante Metapher bewußt) rückerobert zu haben, scheint mir die außerordentliche Leistung dieser Steinbacher'schen Gedichte – und auch ihr wiederum *ästhetisch* relevantes Verdienst. Ihre Welthaltigkeit bezieht lebensweltlich Relevantes auf das, „was sonst im Schädel kreist, dann plötzlich draußen kommt zu liegen“ (S. 114). Aber hören Sie bitte selbst, meine Damen und Herren, wie uns in existentiell anrührender Weise Steinbachers (Zitat): „Kosmos uns hier schon was angeht“!

© Thomas Eder

**Thomas Eder**

Geboren 1968 in Linz, Studium der Germanistik und Philosophie in Wien, lebt ebenda als Literaturwissenschaftler und Lektor.